

*P. Pierre-Marie Gy im Dienst des Konzils**

Père Pierre-Marie Gy (*1922) ist Dominikaner. Als Theologe und Professor für Liturgiewissenschaft am „Institut Catholique“ in Paris wurde er später Direktor des „Institut Supérieur de Liturgie“ (1964–1986). Seit 1949 ist er Mitglied des CNPL (Centre National de Pastorale Liturgique) und wurde 1965 dessen stellvertretender Direktor. Père Gy hat sehr oft bei der Zeitschrift „La Maison-Dieu“ mitgearbeitet. Er war Konsultor in der Vorbereitenden Liturgiekommission des II. Vatikanischen Konzils und später im „Rat zur Durchführung der Liturgiekonstitution“ sowie viele Jahre hindurch Konsultor der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung.

In der Festschrift für P. Gy „Rituels“ (Verlag Cerf, Paris 1990) betont P. Yves Congar den Respekt und die Wertschätzung, die er für den Geehrten empfindet. In Anbetracht seiner zahlreichen, allgemein anerkannten Arbeiten folgert Congar: „Habe ich nicht die – für einen Thomisten schlimme – Sünde begangen, die Person gegenüber der Sache zu bevorzugen?“

P. Gy widerstrebt es zweifellos aus diesem Grund, über sich selbst zu reden, er versäumt aber keine Gelegenheit, eine kleine Anekdote zu erzählen . . . Anekdoten, die geeignet sind, seine Zuhörer in jene Themen einsteigen zu lassen, die ihn gerade beschäftigen und die immer von jener Wissenschaft handeln, deren Fachmann er ist.

P. Pierre-Marie Gy als Mitarbeiter der Liturgiereform

P. Gy, als Liturgiker haben Sie bei der Vorbereitung des Konzils mitgearbeitet. Sie waren damals 38 Jahre alt. Welchen Eindruck hat es auf Sie gemacht, an einem solchen Ereignis mitbeteiligt zu werden?

Das war eine Ehre, aber vor allem eine demütige und schwere Aufgabe. In gewisser Weise war niemand darauf vorbereitet, für ein Konzil zu arbeiten – ich ebenso wenig wie jeder andere –, aber wir hatten einen großen Arbeitseifer. Eine ganze liturgische Bewegung hatte sich darauf vorbereitet, und wir hatten sehr bald das Gefühl, dass darüber hinaus die ganze Kirche aufgerufen war, einen Schritt vorwärts zu gehen.

Wie sind Sie zur Liturgiewissenschaft gekommen?

1943 gründeten zwei Dominikaner des Verlags „Cerf“, P. Pie Duployé und P. Aimon-Marie Roguet, in Paris das „Centre de Pastorale Liturgique“ (CPL). Sie begannen – so weit es ihnen die Umstände während des Krieges erlaubten – mit verschiedenen Treffen und Publikationen über die Liturgie und warteten darauf, dass die Befreiung ihnen ermöglichen werde, mit der Herausgabe der Zeitschrift „La Maison-Dieu“ zu beginnen (1945). Sie stützten sich dabei auf den belgischen Benediktiner Lambert Beauduin, der zwanzig Jahre vorher unter großem Einsatz mit der Erneuerung der Liturgie in den Pfarrgemeinden begonnen hatte. Trotz der schrecklichen Spannungen des Krieges und der Nachkriegszeit schöpfte P. Duployé ausgiebig aus den Schriften der deutschen Liturgischen Bewegung, besonders aus jenen von Odo Casel, jenem genialen Mönch der Abtei Maria-Laach, der die Bedeutung der Liturgie in den ersten Jahrhunderten der Christenheit wiederentdeckte. Zur selben Zeit

* Dieses Interview führte P. Barras und erschien in der Zeitschrift „Célébrer“ n° 283 (1998) 3–16. Übersetzung aus dem Französischen: Rudolf Pacik und Robert Wentz.

prägte P. Duployé gemeinsam mit den Deutschen den Begriff *pastorale liturgique*; in ihm erkannten die Priester die Legitimation für das, was sie gerne umsetzen wollten: die von Pius X. gewünschte *tätige Teilnahme*, indem sie ihr ihre volle Bedeutung gaben. Was P. Roguet betrifft, so war er der erste, der die Messe im Radio kommentierte – eine Neuheit, die in die gleiche Richtung ging – und zugleich erschloss er mit Geschick die Tragweite der Sakramententheologie des heiligen Thomas von Aquin, was für viele eine Entdeckung war. Ein Nebeneffekt ihrer Aktivitäten war, dass man einen jungen Dominikaner dazu bestimmte, sich in Liturgie zu spezialisieren und sich auf das Lehren vorzubereiten. Das war dann meine Aufgabe.

Bestimmte Ihre persönliche Entwicklung Sie für diese Aufgabe?

Nach der Matura bereitete ich mich auf die „École des Chartes“¹ vor, was eine gewisse Vertrautheit mit Latein und das Interesse an Geschichte verlangte. Nach der bestandenen Prüfung ging ich für ein Jahr in das Seminar, um meine Berufung genauer zu bestimmen. Zu jener Zeit hatten wir in liturgischer Hinsicht, wenn ich mich richtig erinnere, an den Wochentagen morgens und abends andere Gebete als jene im Brevier. Vom Sonntagsoffizium habe ich zwei Erinnerungen bewahrt: erstens, dass die Regeln der Kommemoration in der Vesper sehr kompliziert waren, und zweitens, dass – falls es mir eines Tages gelingen sollte, am Psalmengebet Gefallen zu finden – ich vielleicht zu den Dominikanern gehen würde.

Das religiöse Leben, in das ich eintrat, gab dem liturgischen Gebet und dem, was wir „monastische Regeln“ nannten, großen Raum: dem ganzen Offizium, das mit einem Nachtgottesdienst begann (er wurde während des Krieges ausgesetzt) und jeden Tag wenigstens die gesungene Messe am Morgen und die gesungene Komplet (ihnen maß die dominikanische Tradition große Bedeutung bei); kein Unterricht in Liturgie, aber eine intensive Praxis, die eher neben den theologischen Studien herlief, als dass sie in diese integriert gewesen wäre. Für jene, die sich für die Liturgie interessierten, gab es eine kleine Arbeitsgruppe, an der Fr. Irénée-Henri Dalmais und ich teilnahmen. Zu jener Zeit bemühten wir uns um die Erlaubnis, in der Konventmesse – und nicht vor dem Beginn der Messe – kommunizieren zu dürfen.

Wie haben Sie sich diese liturgische Kompetenz erworben?

Wie ich schon gesagt habe, ich habe keine Liturgievorlesungen besucht, um dort eine entsprechende Ausbildung zu erhalten, auch wenn ich von 1949 bis 1990 Liturgie gelehrt habe und auch wenn es für mich klar ist, dass die Konzilskonstitution im Artikel 15 zu Recht verlangt, für diese Bildung eigene Institute zu schaffen, wie dies in Frankreich seit 1956 durch die Gründung des Pariser „Institut Supérieur de Liturgie“ (ISL) geschehen war. Aber ich habe meine Ausbildung erhalten: durch die intensive liturgische Praxis in der Gemeinschaft, der ich angehörte, im Umgang mit einigen großen Lehrern, durch so unterschiedliche reiche Erfahrungen – auch in intellektueller Hinsicht – mit dem CPL und durch meine deutschen Kontakte, und schließlich – *last but not least*, wie man auf Englisch sagt – durch liturgische Dienste, die ich besonders im ländlichen Raum ausgeübt habe . . . seit fünfzig Jahren.

¹ Die „École Nationale des Chartes“ ist eine Hochschule an der Sorbonne zur Ausbildung von Archivaren, Bibliothekaren und Paläographen [Anm. d. Ü.].

War dieser Kontakt mit der Praxis in den Pfarren wichtig für Sie?

Er war für mich wesentlich. In diesen fünfzig Jahren haben sich die Dinge sehr verändert, aber es ist mir noch immer wichtig, in der Pfarre an der Erfahrung dessen teilzuhaben, was man „la France profonde“ nennt. Ich erinnere mich an die Reaktion eines Bauern in den 50er Jahren, dessen Pfarrer – ein Freund von mir – sich bemühte, die „missa dialogata“ („Gemeinschaftsmesse“) einzuführen, und dieser Bauer einem anderen sagte: „Da du ja nach Auxerre fährst, schau dort mal, ob sie eine Gemeinschaftsmesse haben!“

Letztes Jahr war ich mit Leuten aus der Diözese von Nevers in Lourdes. Im Rahmen des Programms zur Vorbereitung auf das Jubiläum war ich eingeladen worden, über die Taufe zu sprechen. Ich erörterte dabei die Möglichkeit der Taufe durch Untertauchen: Sie hilft uns zu verstehen, dass wir durch die Taufe der Sünde sterben und zu einem neuen Leben geboren werden. Vor mir wendete sich eine alte Bäuerin aus Morvan zu ihrer Nachbarin und sagte zu ihr: „Warum haben sie uns das nicht schon früher gesagt?“

Sie meinen also, dass es für einen Fachmann in Liturgiewissenschaft wesentlich sei, sich auch mit pastoralen Fragen auseinanderzusetzen?

Ich kann nicht von meiner persönlichen Geschichte abstrahieren. Das war ja auch beim großen Josef Andreas Jungmann der Fall, der vor dem Ersten Weltkrieg Kaplan in einer Südtiroler Gemeinde war, bevor er Jesuit wurde.² Das gilt sogar für Kardinal Ratzinger; er ist zwar kein Liturghiker, interessiert sich aber sehr für die Liturgie. Und so weiter.

Das Hauptrisiko liegt vielleicht in gewisser Weise darin, dass man Fach-Historiker ohne genügend starke Verwurzelung ist und vergisst, wie wichtig jene Unterscheidung für die Liturgie ist, welche die Historiker zwischen der Zeit der Ereignisse und der Zeit der Mentalitäten treffen. Sicherlich strukturiert die liturgische Erfahrung die Christen und ihr Gebet tiefgreifend, aber wir wissen nicht im vorhinein, wie lange es dauern wird, um eine Reform zu verinnerlichen. Aus dieser Sicht ist das Beispiel der Taufe durch Untertauchen, das ich oben angesprochen habe, ein Grenzfall, und die Wissenschaftler dürfen nie vergessen, dass die Fortschritte oder Veränderungen ihres Faches nur eine Hilfsfunktion im Dienst am Gebetsleben der kirchlichen Gemeinschaft haben.

Sie haben bereits einige große Namen zitiert . . . Welche Lehrer haben Ihren Weg als Liturghiker begleitet?

Jeder, der studiert, hat gute und schlechte Professoren. Ich möchte zumindest für mich behaupten, dass ich genügend gute – und sogar sehr bekannte – Professoren hatte, um zu verstehen, dass Thomas von Aquin ein großer Lehrer ist und um ihn mit Gewinn zu konsultieren bzw. in einen Dialog mit ihm zu treten – bis zum heutigen Tag. Abgesehen vom heiligen Thomas möchte ich noch wenigstens drei Männer erwähnen, deren persönlicher Kontakt mich viel gelehrt hat: Bernard Botte, Benediktiner von Louvain, den ich lange regelmäßig besuchte und dessen Stellvertreter ich für sechs Jahre am „Institut Supérieur de Liturgie“ (ISL) war; weiters den Dominikaner Yves Congar sowie Aimé-Georges Martimort aus Toulouse, gemeinsam mit P. Roguet Leiter des „Centre de Pastorale Liturgique“ (CPL) von 1948 bis 1964.

² Jungmann wurde am 27.7.1913 zum Priester geweiht. Von August 1913 bis November 1915 war er Kooperator in Niedervintl, von Dezember 1915 bis Ende Juli 1917 in Gossensaß. [Anm. d. Ü.]

P. Botte verdanke ich sehr viel für das Studium der liturgischen Tradition und, ich wage es zu sagen, durch sein sicheres Urteilsvermögen – eine Eigenschaft, die alle Historiker besonders brauchen.

P. Congar, den ich nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft im Jahre 1945 aus der Nähe kannte, nämlich bis 1954, seit seiner Rückkehr nach Le Saulchoir und Paris, hat mich nicht nur den Arbeitseifer gelehrt, sondern auch seine Aufmerksamkeit für die Tradition der Kirche in ihrer ganzen Weite und Vitalität und seine Verfügbarkeit für die Kirche während des Konzils und zu jeder Zeit.

Mir scheint, dass es – bei aller Verschiedenheit der Personen und Charaktere – bis heute etwas Vergleichbares bei Msgr. Martimort gibt; ihm verdankt die Liturgische Bewegung zu einem guten Teil, dass sie ihre partikulare Bedeutung überwand und gesamtkirchlich geworden ist.

Natürlich bin ich nicht nur diesen dreien gegenüber zum Dank verpflichtet. Ich denke zum Beispiel auch an gelegentliche Gespräche mit P. Jean Daniélou, der sozusagen eine Nase dafür hatte, was in der Liturgie wie in der Patristik interessant sein könnte. Er brachte mich dazu, jene bewunderswerte Abhandlung des Deutschen Balthasar Fischer über den christlichen Sinn der Psalmen zu lesen³; ich habe sie dann in „La Maison Dieu“ Nr. 27 übersetzt⁴, und so begann mit Fischer ein Gespräch, das seit fast einem halben Jahrhundert andauert.

P. Gy, was war Ihre Rolle in den Jahren des Konzils?

Auf eine solche Frage zu antworten, würde einen ganzen Vortrag erfordern. Ich beschränke mich auf das Wesentliche.

Vor dem Konzil gab es die Phase der Vor-Vorbereitung (Antepreparatoria). Diese umfasste zuerst eine Umfrage unter den Bischöfe in der ganzen Welt durch den Papst, das war sehr interessant. Die Antworten waren zuerst vertraulich, wurden aber dann gedruckt, und schließlich sind die Bände veröffentlicht worden. Wenn man sie studiert, beginnt man den eingeschlagenen Weg zu verstehen. Ein Konzil, das sind Bischöfe, die sich gegenseitig zuhören sollen, damit diese Zusammenkunft etwas verändert!

Nach der Umfrage unter den Bischöfen – und deren Auswertung – begann die Arbeit der Vorbereitenden Konzilskommissionen, besonders jener für die Liturgie. In dieser Kommission gab es Bischöfe und Priester aus vielen Ländern. Aus Frankreich arbeiteten mit: Weihbischof Henri Jenny aus Cambrai, P. Aimon-Marie Roguet OP und Kanonikus Aimé-Georges Martimort – die beiden Leiter des CPL – sowie P. Pierre Jounel und ich. Es ist Msgr. Jenny zu verdanken, dass das Paschamysterium in der Einleitung der *Konstitution über die heilige Liturgie* so gut hervorgehoben wurde, was damals offensichtlich nicht alle – auch nicht alle Liturgiker – für notwendig hielten.

Die Arbeit einer solchen Kommission dürfte zweifellos nicht leicht gewesen sein!

Ihre große Eigentümlichkeit bestand darin, dass die meisten ihrer Mitglieder sich bereits kannten und sich – während der vorausgegangenen zehn Jahre – getroffen hatten. Sie hatten gelernt, einander zuzuhören, die Mentalitätsunterschiede der Länder und ihre liturgischen

³ Vgl. B. FISCHER, *Die Psalmenfrömmigkeit der Märtyrerkirche*. Freiburg/Br. 1949.

⁴ *Le Christ dans les Psaumes. La dévotion aux Psaumes dans l'Église des Martyres*. In: MD 27 (1951) 86–109.

Ausrichtungen abzuwägen und Anstrengungen zu unternehmen, um sich einander zu ergänzen. Aus dieser Sicht spielten Johannes Wagner, Leiter des Liturgischen Instituts in Trier, und Aimé-Georges Martimort, Leiter des CPL in Paris, eine wesentliche Rolle. Sie waren zwar sehr verschieden in ihrem Temperament und in ihrer Ansicht über die Liturgie, aber sie wussten genau, dass nur ihr Einvernehmen es ermöglichte, dass sich die Kirche zu einer liturgischen Reform entschließen würde.

Es steht jedenfalls fest, dass der italienische Lazarist Annibale Bugnini, der eine Schlüsselrolle in der Vorbereitenden Liturgiekommission und dann in der nachkonziliaren Arbeit unter Paul VI. spielte, ganz bewusst Wagner und Martimort zugleich heranzog, um so mehr, als Paul VI. seit langem ein aufmerksamer Leser von „La Maison-Dieu“ war.

Das Konzil ist also gründlich vorbereitet worden. Kann man sagen, dass es bereits vor der ersten Sitzung im Oktober 1962 begonnen hatte?

Ich möchte eine solche Frage den Konzilshistorikern überlassen. Was mich betrifft, so habe ich es während jener Jahre immer abgelehnt, mich in alles einzumischen und etwas anderes zu sein als ein – wenn möglich intelligenter – Experte für Liturgie und Sakramente. Ich begnüge mich mit einigen Bemerkungen . . .

Dank Johannes Wagners und des deutschen Jesuiten Augustin Bea – eines nahen Mitarbeiters von Pius XII. – pflegten wir seit Jahren vertrauensvollen Kontakt mit jener Gruppe, die der Papst beauftragt hatte, eine Liturgiereform auszuarbeiten, und der man bereits die Wiederherstellung der Ostervigil (1951) und der Heiligen Woche (1955) verdankte. So gesehen ist die Kontinuität zwischen Pius XII. und der Liturgiereform des II. Vaticanums viel stärker als die Unterschiede. Hier zwei Beispiele:

Als die Feier der Ostervigil verpflichtend eingeführt wurde – ich erinnere mich nicht mehr mit Sicherheit, ob es die Vigil war oder die Heilige Woche – hielt ich mich gerade in Rom auf. Ich hörte davon, dass Kardinal Spellman, Erzbischof von New York, am nächsten Tag ankam und zum Papst ging, um für seine Diözese eine Dispens von dieser Verpflichtung zu erbitten. Ich teilte dies telephonisch P. Bea mit, der mir gutgelaunt antwortete: „Der Kardinal kennt den Papst, aber der Papst kennt auch den Kardinal.“ Einige Tage später erfuhr ich, dass der Papst der Diözese von New York ein zusätzliches Jahr zugestanden hatte, um sich besser vorzubereiten.

Das zweite Beispiel, das dem ersten gleicht, war ein Versuch der Diözese Lourdes, im hundertsten Jahr der Erscheinungen für den Altar der Grotte die Erlaubnis der Konzelebration zu erhalten. Unterstützt von P. Bea, verfehlte dieses Ansuchen – dessen Wichtigkeit alle Priester, die in der Grotte zelebrieren konnten, verstanden – im letzten Augenblick ihr Ziel. Sie zeigt jedenfalls sehr gut, dass es keinen Graben zwischen der Liturgischen Bewegung und der allgemeinen Frömmigkeit gab.

Kehren wir zurück zur Arbeit der Konzilskommission. Das war zwar wirklich eine Arbeit der Kirche, aber es musste doch auch Druck und Spannungen geben?

Es gibt eine Tatsache – nicht nur auf dem Konzil, sondern auch während der Umsetzung der Reform nach dem II. Vaticanum –, die mir sehr wichtig scheint. Paul VI. war ihr gegenüber sehr aufmerksam, ebenso Martimort, aber natürlich aus einem anderen Grund. Sie bestand darin, dass wir, die Experten, im Dienst der zum Konzil versammelten Bischöfe

standen, ihres Aufeinander-Hörens und ihrer Gemeinschaft. Es oblag aber dem Papst und den Bischöfen zu urteilen und zu entscheiden. Hier ein Beispiel:

Einen Monat nach Beginn des Konzils, das mit der Debatte des Liturgie-Schemas begann, lud mich die Liturgiekommission der amerikanischen Bischofskonferenz zu einem Gespräch ein, und jener Bischof, der deren Vorsitzender war, sagte mir: „Diese Frage bezüglich der liturgischen Sprache: Wir hatten niemals davon reden gehört, aber seit einem Monat haben wir alle Argumente pro und contra gehört, und es ist klar, dass die Gegenargumente kein Gewicht haben.“ Ich erzähle das nicht um der Kritik willen, sondern in der Überzeugung, dass es die Bischöfe waren, die urteilten und entschieden.

Man kann übrigens bereits vor dem Ende des Konzils feststellen, dass alle Bischofskonferenzen – auch jene, für die eine solche Hypothese völlig neu war – bis an die Grenze jener Möglichkeiten gegangen waren, die sie der Verwendung der Muttersprache eröffnet hatten, und sie wünschten sie noch auszuweiten.

Dennoch dürften die Entscheidungen nicht immer leicht gewesen sein!

Ich kann das, was ich eben gesagt habe, noch etwas präzisieren durch etwas, das P. Congar mir über Paul VI. erzählt hat. Während des Konzils, als der Papst im Sommer zur Erholung nach Castel Gandolfo fuhr, nahm er bezüglich eines gründlich diskutierten Punktes den Akt mit den Argumenten der Konzilsminorität mit, um sich zu vergewissern, dass die Mehrheit die Argumente der Minorität berücksichtigt hatte: Es mussten nicht nur die Entscheidungen gemäß den Statuten mit einer Zwei-Drittel-Mehrheit getroffen werden, sondern dies verlangte auch der fundamentale Charakter der Kirche als *Communio* – beim Konzil und auf allen Ebenen der feiernden Kirche.

Können Sie den Einfluss der Ekklesiologie des II. Vaticanums auf die Liturgiereform und umgekehrt präzisieren?

Die Liturgische Bewegung war auch, wie P. Congar oft bemerkte, ihrer Natur nach ein wichtiges – natürlich nicht das einzige – Element jener Bewegung, die zur Konzilskonstitution über die Kirche geführt hat. Man muss die beiden Konstitutionen über die Liturgie und die Kirche lesen, ohne sie voneinander zu trennen, um so mehr als die Vorbereitende Liturgiekommission gewünscht hatte, gemeinsam mit der Theologischen Kommission über das „Allgemeine Priestertum“ nachzudenken, was letztere abgelehnt hatte. Wohl gemerkt, die Autorität der Konstitution über die Kirche nimmt der Liturgie ihren tiefen Wert als betende Glaubensnorm (*lex orandi*) nicht weg, und das Volk Gottes weiß, dass es das Recht hat, sich auf sie zu berufen – unter Umständen sogar gegen einen eigenmächtigen Zelebranten.

Ein prägnanter, immer wiederkehrender Begriff der Liturgiekonstitution ist jener der aktiven Teilnahme der Gläubigen. Wie soll man ihn verstehen?

In den Jahren des Konzils und, wenn ich mich recht erinnere, kurz vor der Liturgiekonstitution, wurde den Bischofskonferenzen vom Apostolischen Stuhl die Möglichkeit gewährt, dass von nun an die Lesung in der Messe von einem Laien als Lektor vorgetragen werden kann, wobei der Priester mit der ganzen Versammlung zuhört, ohne die Lesung zusätzlich still selbst zu lesen. Man bat mich, zehn bis fünfzehn erklärende Zeilen zur Berechtigung einer solchen Entscheidung für unsere Bischöfe zu verfassen. Ich sage also zu P. Botte, dass es – auch wenn eine solche Entscheidung für den Historiker, der die Tradition in

ihrer Gesamtheit kannte, einsichtig war – nicht so leicht war, dies jemandem zu erklären, der sich nie mit diesem Thema auseinander gesetzt hat. P. Bernard antwortet lapidar: „Offensichtlich hat der Priester im Laufe der Zeit neben seiner originären und unverzichtbaren Rolle immer mehr alle anderen Rollen an sich gezogen – außer jener, dass er sich nicht selbst die Messkännchen überreicht!“ Abgesehen vom Ton der Bemerkung stimmt diese mit dem überein, was P. Jungmann in *Missarum sollemnia* vom Missale des heiligen Pius V. sagt: Es gibt einen Punkt, an dem sich dieses – ohne sich der ganzen Tradition bewusst zu sein – von ihr entfernt, dann nämlich, als es die Privatmesse anstelle der Messe mit Teilnahme des Volkes als rituelle Grundform der Messe bestimmte; und das ist genau diese Rückkehr zur Tradition, welche das Missale Pauls VI. angeordnet hat.

Aus dieser Sicht hat die aktive Teilnahme der Gläubigen zugleich zur Wiederentdeckung des besonderen Dienstes des Priesters und der eigentlichen Rolle der Versammlung geführt!

Das Konzil hat – was das Amt des Priesters in Bezug auf das Wort als auch hinsichtlich der Eucharistie betrifft – die Ursprünge der Tradition wieder hergestellt. Natürlich muss man die Bemerkung von P. Botte durch eine weitere ergänzen, und er stimmte dieser voll zu: Die eigentliche Rolle des Priesters kommt wesentlich im Eucharistiegebet zum Tragen. Das Eucharistiegebet – das muss betont werden – wird zwar vom Priester allein gesprochen, es ist aber immer in der „Wir“-Form, abgesehen von den (Konsekrations-)Worten Christi. In dieser Hinsicht kann man einerseits sagen, dass die innere Logik der aktiven Teilnahme zum lauten Vortrag des Eucharistiegebets hinführte (also gewöhnlich in der Volkssprache), damit alle es verstehen. Andererseits wurde vor allem die eucharistische Frömmigkeit aller behutsam in ihr Zentrum zurückgeführt, nicht nur bezüglich der *Konsekrationsworte*, sondern hinsichtlich des gesamten Gebetes. Ich denke, dies ist der wesentliche Aufruf, den das II. Vaticanum an die eucharistische Frömmigkeit aller Katholiken richtet.

Die aktive Teilnahme ist außerdem keine Erfindung des Konzils!

In der Tat lud bereits Pius X. die Gläubigen zur Teilnahme am (Gregorianischen) Gesang ein, und Pius XI. fügte hinzu, dass sie keine stummen Zuschauer sein dürften. Ein solches Bemühen brachte Schwierigkeiten mit sich, z. B. in jenen Ländern, wo die Mehrstimmigkeit verbreitet war – so von Süddeutschland bis Norditalien (der zukünftige Papst Pius X. hatte in seiner Diözese von Venedig reagieren müssen) – Länder, wo die aktive Teilnahme im Einsatz des Chores bestand und darin, ihm andächtig zuzuhören. In vielen anderen Ländern gab es eine noch viel größere Anzahl von Gläubigen, die eher den „stillen Messen“ als einem Hochamt beiwohnten – der einzigen Messe mit Gesang.

Ich erinnere mich, dass es in meiner Heimatpfarre – eine große Pfarrgemeinde in Paris – jede halbe Stunde eine Messe gab, außer zur Zeit des Hochamtes, das als einziges gesungen wurde. P. Roguet, der in dieser Pfarre predigte, machte den damaligen Pfarrer darauf aufmerksam, dass es bei dieser Messe weniger Leute gab als bei den meisten anderen, aber der Pfarrer antwortete ihm, und zwar nicht im Scherz: „Das ist normal, da sie ja für Gott ist!“ Aber in denselben Jahren traf ich, anlässlich einer Studentenwallfahrt nach Chartres, in der Kathedrale zwei große deutsche Liturgiker, die Frankreich gut kannten. Sie sagten mir: „Das ist wunderbar, ihr habt eurem Volk das Singen wieder beigebracht!“ Und ein wenig

später, anlässlich einer großen französischen Pilgerreise zum Heiligen Petrus nach Rom, intonierte Johannes XXIII. – ohne zuvor jemanden in Kenntnis gesetzt zu haben – das *Credo* von Du Mont und die Menge sang mit ihm!

Jetzt verlangt das Missale Pauls VI. von uns, den Unterschied zu beachten zwischen jenen Gesängen, welche die gesamte Versammlung singt – sicherlich gibt es hier ein Recht der aktiven Teilnahme, das zu respektieren ist – und jenen Gesängen, die normalerweise dem Chor zukommen. Und wir wissen wohl, dass man ebenso auf ein Grundrepertoire achten muss, dessen das gläubige Volk bedarf, als auch auf eine wirkungsvollere Qualität der Gesänge.

Wie soll man die Arbeitsweise bewerten, die sich in der Liturgiereform einerseits als Bezug zur lebendigen Tradition und andererseits als Sorge um den Bezug zur Welt von heute artikuliert?

Ihre Frage ist die vielleicht umfassendste von allen, die Sie mir stellen! Sie beinhaltet sowohl die Unterscheidung zwischen dem, was in der Liturgie nicht reformierbar ist und dem, wo eine Reform nötig sein kann, als auch – so scheint es mir – die Unterscheidung bezüglich der Tradition: zwischen dem, was wert ist, wiederhergestellt zu werden (ohne Archäologismus); dem, was Teil der Tradition wurde; und dem, was in unserer Zeit so gediegen ist, dass es Teil der Tradition werden könnte.

Bereits im Vorwort kündigt die Liturgiekonstitution an, dass das Konzil „sich zum Ziel gesetzt hat, [. . .] die dem Wechsel unterworfenen Einrichtungen [kirchliche und liturgische] den Notwendigkeiten unseres Zeitalters besser anzupassen“ (SC 1). Das heißt, es gibt Elemente in der Liturgie, die sich nicht ändern können und zum wesentlichen Glaubensgut gehören, deren Wächter die Apostel und ihre Nachfolger sind und das der Kirche selbst ihre Struktur verleiht. Und dann gibt es Teile in der Liturgie, die veralten können, die einer Wiederherstellung und Anpassung bedürfen. Diese Unterscheidung, bereits von Pius XII. in der Enzyklika *Mediator Dei* ausgesprochen und durch die Liturgiekonstitution auf eine höhere Autoritätsstufe – wie es jene eines Konzils ist – gehoben, hat schon das Konzil von Trient angewandt.

Man muss sofort die nähere Bestimmung des Artikels 23 der *Liturgiekonstitution* hinzufügen: „Es sollen keine Neuerungen eingeführt werden, es sei denn, ein wirklicher und sicher zu erhoffender Nutzen der Kirche verlange es. Dabei ist Sorge zu tragen, dass die neuen Formen aus den schon bestehenden gewissermaßen organisch herauswachsen.“ Ich glaube schon, mich daran zu erinnern, dass der Satz, den ich eben zitiert habe, der Vorbereitenden Kommission von P. Bugnini vorgeschlagen worden ist, der dann die treibende Kraft der nachkonziliaren Arbeit gewesen ist.

Aber es bleibt die ganze Frage nach der Unterscheidung von Entwicklungen, die auf mehr oder weniger gründliche Art in die Tradition aufgenommen wurden . . .

Ich würde ein Beispiel wählen: Das Weihnachtsfest hat es nicht schon immer gegeben, aber sogar jene protestantischen Reformatoren des 16. Jahrhunderts (wie Zwingli), die alles verwarfen, was nicht direkt biblisch war, wurden durch ihre Gläubigen daran gehindert, Weihnachten abzuschaffen; es gehörte zum festen Bestand der Tradition.

Andererseits, wenn man es vom Grenzbereich zwischen der Tradition und dem sieht, was ich die „lange Zeit“ der Liturgiereform genannt habe, so wäre es heute nicht möglich, die

Kommunion am Karfreitag oder die Handkommunion zu unterbinden, die sich derzeit gerade – so scheint es mir – tief in der Tradition verankern. Aus der Sicht der spirituellen und mystagogischen Wirksamkeit, zu der die Liturgiereform einlädt, ist der Fall der Handkommunion völlig typisch: Wir alle haben es nötig, in die Geste der Hand – der Hände – die tiefe Bewegung unseres anbetenden Glaubens zu legen, und zugleich müssen der Kommunionshelfer und der Kommunikant dem Dialog „Der Leib [das Blut] Christi“ – „Amen“ seinen vollen Sinn geben.

Erlauben Sie mir, bei dieser Gelegenheit – gerade weil man es nicht oft genug sagt – hinzuzufügen, dass das Trinken aus dem Kelch jene Form ist, die uns Christus geschenkt hat, um in sein eucharistisches Opfer einzugehen und ihn zu verstehen; sie ist die wesentliche Mystagogie des eucharistischen Opfers. Es gibt kein geeigneteres Mittel, um das zu verstehen, was das Konzil von Trient diesbezüglich gesagt hat.

Johannes Paul II. hat von den Zielen, die sich die Liturgiekonstitution gesetzt hat, eines besonders hervorgehoben⁵: Das christliche Leben der Gläubigen möge täglich Fortschritte machen. Ist dieses Ziel erreicht worden?

Das ist in dem Maße der Fall gewesen, wo wir dem Konzil treu gewesen sind, aber wir haben feststellen können – zumindest in unserem Land –, dass es oft leichter ist, von einem Extrem in das andere zu fallen, als einen Platz in der ausgewogenen Mitte einzunehmen.

Außerdem ist das Konzil mehr oder weniger mit einer großen Umwälzung in der westlichen Gesellschaft zusammengefallen, deren markantester Punkt für uns der Mai 1968 war. Es versteht sich von selbst, dass wir das, was seine Ursache in diesem gesellschaftlichen Wandel hat, nicht dem Konzil anrechnen oder vorwerfen können. Dieses lädt uns vielmehr ein, uns zu fragen, ob die Schwierigkeiten, die wir in Bezug auf die christliche Praxis und den christlichen Glauben feststellen, ohne die Liturgiereform nicht noch viel größer gewesen wären.

Jedenfalls scheint es für mich offensichtlich zu sein, dass wir in der ganzen Welt – nach mehr als einem viertel Jahrhundert – beim Anfang der aktiven Teilnahme an dem zugegen waren, was der heilige Augustinus die „Lebensart der katholischen Kirche“ nannte, und dass wir jetzt in das Zeitalter der Mystagogie, des Eintretens ins Mysterium gelangen.

Sie haben von Ihrer Rolle in der Vorbereitenden Liturgiekommission gesprochen, Sie haben aber auch die Umsetzung der Liturgiereform mitbegründet. An welchen Stellen haben Sie konkret mitgearbeitet?

In dem von Paul VI. eingesetzten Rat zur Durchführung der Liturgiereform – den man einfach das *Consilium* nannte – gab es, wie an der römischen Kurie üblich, Mitglieder im eigentlichen Sinn sowie Experten (Konsultoren und Consilarii). Die Mitglieder waren Kardinäle und Bischöfe, denen es oblag zu entscheiden, d. h. sie legten dem Papst Beschlüsse vor (die dieser natürlich auch ablehnen konnte). Es gab drei Aufgabenbereiche, die den Konsultoren anvertraut waren: als Experte in einer Arbeitsgruppe mitzuarbeiten (ich war in der Gruppe für den *Ordo Missae*, also den Ablauf der Messe); eine Arbeitsgruppe als „Relator“ (Berichterstatter) zu leiten (Balthasar Fischer und ich waren zusammen verantwortlich für die Reform des Rituale, ausgenommen des Bußsakramentes) und an der

⁵ Vgl. JOHANNES PAUL II., Apostolisches Schreiben zum XXV. Jahrestag der Konzilskonstitution *Sacrosanctum Concilium* über die heilige Liturgie (4.12.1988) (= VApS 89).

Generalversammlung der Relatoren teilzunehmen: diese musste für alle Texte und Entscheidungen eine vorläufige Stellungnahme abgeben – zu Händen der Vollversammlung der Kardinäle und Bischöfe, bei der auch alle Relatoren anwesend waren.

Welche Erinnerungen haben Sie sich von diesen Zusammenkünften des Consilium bewahrt?

Ich denke vor allem an die Verantwortung, welche die bischöflichen Mitglieder für jede Entscheidung bewiesen. Der einzige Fall, an den ich mich erinnere, wo die Bischöfe anders entschieden als die Berichterstatter, betrifft die drei Lesungen in der Sonntagsmesse: Die Arbeitsgruppe schlug drei Lesungen vor, um den Tisch des Wortes wieder reicher zu decken; die Berichterstatter – ich auch – stimmten dagegen, da sie der Meinung waren, dass dies pastoral zu problematisch sei, aber der zuständige Relator vermochte die Bischöfe davon zu überzeugen, dass es wertvoll wäre, diese Entscheidung zu treffen und sie durch die dazu erforderlichen pastoralen Bemühungen zu begleiten. Die Entscheidung wurde angenommen: Sie verlangt unsere pastoralen Anstrengungen, und sicher verdient sie diese auch!

Das setzt auch ein Klima der Freiheit voraus!

Dazu zwei Beispiele: Während einer Sitzung, in der es um die Ordinationsliturgie ging, beanstandete ein Kardinal einen lateinischen Text. Der Relator P. Bernard Botte – übrigens Verfasser einer lateinischen Grammatik – antwortete ihm öffentlich: „Scisne linguam latinam?“ (Kennen Sie die lateinische Sprache?)

Ein weiteres Beispiel: Die offiziell ernannten nichtkatholischen Beobachter hatten die Berichte in ihren Händen und waren bei den Debatten der Mitglieder zugegen, ohne je das Wort erhalten zu haben. Bei der letzten Sitzung ersuchten sie, dass einer von ihnen ihren Dank aussprechen könne, was auch geschah. Und er setzte fort: „Wenn Sie erlauben, füge ich hinzu: Wir wissen nun, dass es in der katholischen Kirche Freiheit gibt.“ Die Debatten, bei denen sie anwesend waren, erlaubten ihnen tatsächlich nicht, daran zu zweifeln.

War die Förderung der Einheit unter den Christen eines der Ziele, welches sich die Liturgiekonstitution gesetzt hatte?⁶

Hinsichtlich des Ökumenismus sind mehrere Aspekte zu berücksichtigen. Ich habe die protestantischen Beobachter, die bei den Arbeiten des *Consilium* für die Liturgiereform zugegen waren, gut gekannt. Für mich ist es klar, dass sie auf diese Reform keinen Einfluss hatten, während ihre jeweiligen Liturgien alle durch die Konzilsreform tiefgreifend beeinflusst worden sind. Seitens der christlichen Ostkirchen fand ein liturgischer Austausch statt, wie dies oft in der Vergangenheit der Fall war. Diese Begegnungen können unter zwei Bedingungen fruchtbar sein: einerseits, wenn es zu einer tatsächlichen Assimilierung und nicht zu bloßem Ersetzen kommt; andererseits, wenn alle liturgischen Traditionen – darunter auch jene von Rom und Konstantinopel – anerkennen, dass nicht sie alleine die umfassende Quelle für die gesamte Liturgietradition der Kirche sein können, die Verschiedenheit und Komplementarität verlangt.

Der neue Platz der Anrufung des Heiligen Geistes (Epiklese) in den römischen Eucharistiegebeten und in anderen sakramentalen Feiern – dies ist allerdings keine strukturelle Notwendigkeit, wie einige Liturgiker geneigt sind zu behaupten – erlaubt eine große spiri-

⁶ Vgl. JOHANNES PAUL II., ebd.

tuelle Bereicherung – vorausgesetzt, dass diese tatsächlich assimiliert wird. Ich habe aus katholischer Sicht geantwortet. Wäre es denkbar, analog dazu die Orthodoxen zu fragen, ob sie in anderen liturgischen Traditionen als den ihren Wertvolles sehen, das sie spirituell bereichern könnte?

Kehren wir zur Arbeit im Consilium zurück. Wie geschah die Arbeit dort, wo Sie Relator waren?

Die Arbeit über das Rituale erfolgte in zwei ähnlichen Gruppen. Msgr. Balthasar Fischer war besonders für die Taufe verantwortlich und ich selbst für Trauung, Krankensalbung und Begräbnisliturgie. Ich gebe einige kurze Hinweise zu den Fragen, denen wir begegnet sind.

Die Gruppe von Fischer bereitete zwei Ritualefaszikel vor, den über die Kindertaufe und den über die Taufe von Erwachsenen. Manche Kommentatoren glaubten, diese beiden Faszikel rührten von zwei radikal verschiedenen Weisen her, den Weg zum Christ-Werden zu betrachten: Eine solche Sichtweise war der Arbeitsgruppe, die den zweifachen Ritus vorbereitet haben, völlig fremd.

Die Arbeit am Kranken-Rituale war wegen der schlecht redigierten Artikel über die Krankensalbung im Schema der Liturgiekonstitution schwierig geworden. Der Text gab Anlass zu einer kleinen Debatte auf dem Konzil selbst und wurde ungeschickt korrigiert. Die Schwierigkeit wurde schließlich überwunden, und die gegebenenfalls gemeinschaftliche Feier des Sakramentes war eine Wohltat.

Der neue Ritus der Begräbnisfeier bot Gelegenheit, die im 19. Jahrhundert eingeführte Regel abzuschwächen, derzufolge die Einäscherung immer antichristlich inspiriert sei. Aus zeitlichem Abstand betrachtet scheint es mir, dass man sich trotzdem fragen muss, ob diese Schwierigkeit nicht eine andere, noch tiefer liegende, verdeckt – bezüglich dessen, was man den anthropologischen Aspekt der Auferstehung des Leibes nennen könnte. In einer Welt, in der die Einäscherung die verbreitete Praxis war, ließen sich die ersten Christen von Rom in der Form der Erdbestattung begraben, um so ihren Glauben an die Auferstehung des Leibes zu bekennen. Ist diese Handlungsweise noch von großer anthropologischer Bedeutung? Ich lege diese Frage all jenen vor, die das selbst zu entscheiden haben.

Was sind Ihrer Meinung nach jene Punkte bei all diesen Arbeiten, die in der liturgischen Praxis – und im weiteren Sinn in der Liturgiegeschichte – eine wichtige Wende markieren?

Was mich betrifft, so hätte ich nicht den Ausdruck „wichtige Wende“ verwendet, denn er scheint mir den Gedanken der Neuheit zu stark herauszustreichen; im allgemeinen handelt es sich doch um das, was Charles Péguy „ressourcement“ nannte, d. h. erneut jene Quellen zu nutzen, aus denen zu schöpfen man verlernt hatte.

Ich füge eine Bemerkung hinzu, die ich schon gemacht habe und die man beständig machen muss. Wir sind dem Ereignis des Konzils noch so nahe, dass unsere derzeitige Aufgabe darin besteht, seine Lehre aufzunehmen und seine Beschlüsse umzusetzen, und – wenn wir in gewissem Ausmaß Handelnde waren – unsere Erinnerungen aufzuzeichnen. Es ist nicht unsere Aufgabe zu richten, noch uns zu beschweren. Man muss das Urteil jenen überlassen, die später kommen und einen genügend großen zeitlichen Abstand haben werden. Und diejenigen, die als Teilnehmer dabei waren, sollten lieber darauf verzichten zu sagen: „Wenn man doch endlich meine Meinung berücksichtigte, wäre es viel besser!“

Trotzdem kann man einige besonders bedeutsame „Änderungen“ hervorheben, insbesondere:

- Die Bedeutung, die dem Wort Gottes in der Feier der Sakramente beigemessen wird;
- die Wertschätzung der christlichen Initiation und der drei Sakramente, aus denen sie besteht;
- die Ausrichtung der Liturgie auf das Pascha-Mysterium als Mitte, sei es im neuen liturgischen Kalender, in der Struktur der Messe selbst oder im Stundengebet . . .

Die drei Beispiele, die Sie anführen, sind völlig richtig und sind für unsere Überlegung von doppeltem Nutzen: Ein praktischer Nutzen besteht insofern, als klar ist, dass wir in diesen drei Bereichen noch große, zeitaufwendige Anstrengungen unternehmen müssen. In den Jahren vor dem Konzil fuhr ich für alle großen Feste in eine ländliche Gegend, wo ich mich fragte, ob es möglich sei, gute Lektoren auszubilden. Ich stelle heute fest, dass es ausgezeichnete Lektoren gibt und dass die Homilien wirklich besser geworden sind. Aber mir scheint unsere Hauptaufgabe besser verstanden, wenn wir lernen, gut zuzuhören und – ich wage es zu sagen – beim Hören nach jenen Worten zu „greifen“, die dann unsere Gedanken nähren werden. Hier ist es nützlich zu wissen, dass es nie das liturgische Ideal war, in der Homilie eine zusammenfassende Auslegung sämtlicher Lesungen zu bieten.

Sie haben auch den Unterschied zwischen Sakramenten mit primärem und jenen mit sekundärem Kirchenbezug betont.⁷ Kann diese Unterscheidung die neue Pastoralplanung in den Pfarren und die Mitarbeit der Laien am pastoralen Dienst verständlicher machen?

Ich habe die Unterscheidung zwischen primärer und sekundärer Kirchlichkeit im Sinne einer Unterscheidung zwischen dem vorgeschlagen, was für alle Zeiten in der Liturgie wesentlich ist, und dem, was in ihr nicht in allen, aber in bestimmten Epochen Eingang gefunden hat. Es ist z. B. für die Kirche wesentlich, auf die Initiationssakramente gegründet zu sein – sie „machen“ die Kirche –, sich jeden Sonntag zur Eucharistie zu versammeln und auf die Apostel und das Sakrament des Ordo gegründet zu sein. Man könnte sagen, dass die Unterscheidung, die ich vorschlage, zu erhellen versucht, wie die Sakramente „Kirche aufbauen“. Indem ich sie vorschlug, hatte ich nicht eine Idee im Hinterkopf, Argumente für die Änderungen in der heutigen Kirche zu finden, auch wenn es klar ist, dass die Leitung einer Trauung oder eines Begräbnisses durch den Priester die sekundäre Kirchlichkeit unterstreicht.

Nachdem ich das betont habe, möchte ich noch drei Bemerkungen machen:

Erstens haben wir unbewusst die Taufe der Kinder in die Reihe der familiären Riten abgeschoben – ich würde sagen zur sekundären Kirchlichkeit – während die Lehre des Konzils, wie auch die Bestimmungen des aktuellen Rituale, uns auffordern, deren grundlegende kirchliche Tragweite zu betonen. In dieser Hinsicht bedarf unsere Mentalität noch eines Wandels.

Bei den Begräbnissen ist das Umgekehrte passiert, zumindest außerhalb der großen Städte. Die Priester tun ihr Möglichstes, um die nach Wichtigkeit geordnete Reihenfolge ihrer Aufgaben sowie zugleich die Tatsache zu berücksichtigen, dass sie – zumindest in bestimmten Orten – die gesamte Bevölkerung erreichen können.

Die Trauung ist noch immer der heikelste Fall. Es handelt sich hier um eine menschliche Realität, die Sakrament geworden ist, und um ein sakramentales Versprechen, von dem das

⁷ Vgl. P.-M. GY, La célébration du baptême, du mariage et des funérailles confiée à des laïcs? In: MD 194 (1993) 18.

Konzil von Trient entschieden hat, dass in der Westkirche – ebenso wie dies bereits in der Ostkirche der Fall war – der Priester verpflichtend der Zeuge sein müsse. Es ist klar, dass heutzutage die menschliche und sakramentale Realität der Ehe in unseren Ländern auf Schwierigkeiten stößt, denen die Priester und alle anderen Gläubigen – mit den Eheleuten – große Achtsamkeit und Liebe entgegenbringen müssen und sich zugleich voll und ganz dafür einsetzen, dass die Ehe, gemäß der Gnade Christi, sich in unserer Zeit verwirklicht.

Um dieses Gespräch zu beschließen: Welches sind Ihrer Meinung nach die grundlegenden Wohltaten und Schwierigkeiten der Reform, so wie man sie heute bestimmen kann?

Nutzen und Schwierigkeiten gehören zusammen, wenn man sich darauf versteht, dass uns die Liturgiereform keine Wohltaten bringt, die von uns keine Anstrengung abverlangen würden, sondern der große Reichtum verlangt unsererseits eine Anstrengung zur geistlichen Erneuerung. Die Wohltaten erfordern sowohl eine gute Aufnahme seitens der Gläubigen, als auch seitens der Priester die Fähigkeiten des Vorstehens und der Mystagogie – was das Gegenteil einerseits von Autoritätsgehebe, andererseits von Geschwätzigkeit ist. Ich denke hier an die Geschwätzigkeit in den Einführungsworten oder auch bei den Fürbitten. Was die Worte des Priesters beim Beginn der Messe betrifft, hat mir einmal ein bekannter Liturgiker aus Lyon gesagt: „Wir waren praktisch alle Pfadfinder, aber wir haben vergessen, dass sich das Feuer an den kleinen Zweigen und nicht an den Scheiten entzündet!“

Fast genauso ist es bei den Intentionen der Fürbitten: Wir empfehlen Gott nicht nur diesen Kranken, sondern wir neigen auch dazu, ihm das Medikament zu erklären, das er verwenden muss, und die Apotheke, wo er es finden wird.

Insgesamt, so scheint mir, hat es in der ersten Zeit schon da und dort einen Wechsel vom Rubrizismus zur Beliebigkeit gegeben, viele haben aber heute meist diese Schwierigkeit überwunden, und andererseits ist die große Mehrheit der Gläubigen beherzt in die Reform eingetreten. Es bleibt die Notwendigkeit einer ständigen liturgischen Bildung auf allen Ebenen.

Darf ich eine letzte Bemerkung vorlegen, einerseits meinen Mitbrüdern und andererseits jenen Katholiken, die glauben, dass keine Änderung in der Liturgie annehmbar ist. Ich muss – wir alle müssen – aktiv am Gebet der Kirche teilnehmen; in der *lex orandi*⁸ Vertiefung und Erneuerung unseres Gebetes finden; dem Volk Gottes helfen, vor Gott zu verweilen; allen anderen Gläubigen helfen, die im Messbuch Pauls VI. vorgelegte Liturgie zu leben, jene Liturgie, welcher der hl. Pius V. die ganze Kraft der Tradition wiederzugeben suchte⁹. Wie es das Vorwort zur Allgemeinen Einführung in das Römische Messbuch sagt, wenn dort zugleich Zeugnis des unveränderten Glaubens gegeben und die ununterbrochene Tradition kundgetan wird: *Traditio non intermissa declaratur*.

⁸ Ebd. 9.

⁹ Dies lehrt Paul VI. ausdrücklich in seiner Konstitution *Missale romanum*, durch die er das Missale am Gründonnerstag 1969 promulgierte.